Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 206 (1933)

Artikel: Der Kommandant des Todeszuges
Autor: Petri, E.H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655344

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Kommandant des Todeszuges.

Von E. H. Petri.

Hochsommer 1906. In Rußland, das eben den Krieg gegen Japan verlor, gärt die Revolution. Der Aufruhr tobt in den Straßen der Hauptstadt. Politische Morde sind an der Tagesordnung. Truppen meutern. Das Zarenreich zittert in seinen Grundfesten.

Der Husarenleutnant Makrin steht vor seinem Kommandeur. „Sie übernehmen eine Aufgabe, Iwan Gregorowitsch," sagt dieser, „die einen ganzen Mann erfordert. Sie sollen den Terroristen Tschernoff verhaften. Er wird sich mit seinen Leuten bis aufs Messer wehren. Vielleicht fangen Sie ihn nicht lebend." Der Leutnant Makrin reißt die Hand an die Schläfe: „Dann bringe ich seine Leiche."

Er hält sein Wort. Mit seinem Zug Husaren überfällt er den Schlupfwinkel der Terroristen. Schüsse fallen, Bomben springen, Türen werden eingetreten, Säbel schneiden durch Menschenfleisch. Das Nest der Revolutionäre wird ausgehoben. Zwölf von ihnen fallen, darunter Tschernoff. Den Leutnant Makrin schaffen seine Husaren schwer verwundet, besinnungslos ins Lazaret. Die Stadt ist voll von der Bravourtat des Offiziers.

Als er aus der Ohnmacht erwacht, besucht ihn sein Kaiser: „Ich danke Ihnen, Iwan Gregorowitsch. Bitten Sie sich als Belohnung eine Gnade aus." Der Verwundete besinnt sich nicht lange: „Ich möchte um Eurer Majestät sein und über Ihre Sicherheit wachen." Der Rittmeister Makrin wird der politischen Gendarmerie zugeteilt, die den Zaren persönlich zu schützen und den Kampf gegen die revolutionären Geheimorganisationen zu führen hat.

Makrin ist der Gefürchtetste unter den menschlichen Wachthunden. Das Leben seines Zaren geht ihm über alles. Um es und den Thron zu schützen, kennt er keine Rücksicht. Menschlichkeit ist ihm anscheinend fremd. Seine Erfolge machen ihn berühmt und verhaßt. Doch er ist ein Charakter, dem auch die Feinde Achtung zollen. Nur eine kleine Schwäche hat Makrin. Das sind die Frauen. Zwar haben sie keinen Einfluß auf seinen Dienst, aber ein Lächeln um einen roten Mund sieht der Wachthund des Zaren nicht ungern. Dieser Schäche wird er einst sein Leben zu verdanken haben.

Der Krieg tobt an der russischen Westfront. Makrin, seiner Verdienste wegen schon zum Oberst befördert, ist in Moskau geblieben, um den innern Feind zu bekämpfen. Eines Tages empfängt er den Besuch einer Dame seiner Bekanntschaft. „Iwan Gregorowitsch", sagte sie, „ich habe eine Bitte. Ich beschäftige einen Gärtner Muralof. Man wird ihn an die Front schicken. Ich brauche ihn. Sorgen Sie dafür, daß er in Moskau bleibt." — „Gut", antwortete Makrin, der Gefürchtete, weil sein Besuch lächelt.

November 1917. Die Bolschewisten haben die Gewalt an sich gerissen. Jedem Zarenoffizier, der sich nicht zu ihrer Sache bekennt, droht der Tod. Den Obersten Makrin suchen die Sowjetmachthaber am eifrigsten. Er muß sich verbergen. Seine Uniform hat er längst ausgezogen. Er wohnt verkleidet in billigem Quartier, versucht die Verbindung zwischen den versprengten Zaristen wieder herzustellen, schminkt sich, um unkenntlich zu sein. Er gibt die Hoffnung, den Zaren zu retten, nicht auf.

Da hält ihn ein Student an, der im gleichen Hause lebt. „Iwan Gregorowitsch", sagt der verstohlen, „ich habe Sie trotz Ihrer Vermummung erkannt. Ich werde Sie dem Ortssowjet anzeigen." Makrin verliert nicht die Fassung: „Und was würde Sie an einer Denunziation hindern können?" — „Ihr Geld." — „Kommen Sie. Ich gebe es Ihnen." Makrin ist ein Ehrenmann. Er glaubt, den Studenten gewonnen zu haben, und wird doch von ihm verraten.

Man bringt den Zarenoffizier in das Vorzimmer des bolschewistischen Platzkommandanten von Moskau: „Warte hier, bis es dem Kameraden Kommandanten gefällt, Dich zu rufen." Endlich ist es soweit. Makrin steht vor dem Bolschewistenführer, wundert sich, daß die Wachen ihn mit dem Kommandanten allein lassen. Da tritt schon der andere auf ihn zu und bietet ihm die Hand: „Sie kennen mich kaum, Iwan Gregorowitsch. Ich bin der Gärtner Muralof, den Sie einst vor dem Tod an der Front bewahrt haben. Wodurch kann ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen?"

Oberst Makrin verliert nicht einen Augenblick die Fassung: „Lassen Sie mich ins Ausland gehen." — „Und was wollen Sie dort?" — „Offen gegen Sie, gegen den Bolschewismus kämpfen. Zur weißen Armee gehen." Der Kommandant von Moskau schwankt einen Augenblick zwischen Dankespflicht und Pflicht gegenüber der von ihm vertretenen Sache. Dann sagt er: „Gut, Iwan Gregorowitsch. Ich werde dafür sorgen, daß Sie einen Paß erhalten und sicher über die Grenze kommen." Kein Wort des Dankes fällt. Der Bolschewist fordert es auch nicht. Die beiden Männer verbeugen sich knapp vor einander. Der Gärtner Muralof, Kommandant von Moskau, ist dem Zarenobersten Makrin nichts mehr schuldig.

Bei der weißen Armee, die in Südrußland gegen die rote kämpft, befehligt der Oberst Makrin einen Panzerzug. Freund und Feind nennen diesen den „Todeszug". Sein Kommandant kennt den Roten gegenüber keine Schonung: „Gefangene werden nicht gemacht!" Bolschewistenleichen weisen den Weg, den seine Panzerwagen genommen haben. Die Sowjetmachthaber setzen eine Prämie auf den Kopf des Obersten.

In der Ukraine hält der Zug einmal vor einem kleinen Bahnhof. Der Leutnant, dem dort die Wache untersteht, meldet dem Vorgesetzten. Kein Muskel zuckt in Makrins Gesicht. Er sagt vollkommen ruhig: „Sie sind der Student, der mich in Moskau verraten hat!" Der andere will leugnen, zittert, verspricht sich, wird bleich, versucht weiter zu sprechen. „Bemühen Sie sich nicht weiter", schneidet ihm Oberst Makrin das Wort ab. Dann wendet er sich an seine Leute, die ihn und den Leutnant beobachtet haben: „Spielt ein wenig mit ihm. Bevor wir weiter fahren, will ich seine Leiche noch einmal sehen!"

Als die weißen Truppen den letzten Zipfel russischen Bodens verlassen müssen, geht Makrin nach Paris. Die erzwungene Untätigkeit dort wird dem Mann, der sein Leben lang gehandelt, gehorcht und befohlen hat, zur Qual. Er weiß nicht, womit er in der Verbannung, die gleichzeitig auch die materielle Not ist, seine Zeit verbringen soll. Jahrelang noch hofft er, ein Romanow oder ein Zarengeneral werde ihn rufen, ihn teilnehmen lassen an der Befreiung Rußlands, die doch einmal kommen muß. Niemand verlangt seine Dienste. Der große Führer fehlt.

Da zieht sich Makrin, um seine großen Hoffnungen betrogen, von den russischen Emigranten zurück. Er wird zum Sonderling, verbringt seine Zeit mit Lektüre. Bücher geraten ihm in die Hand, die grelle Schlaglichter auf die Korruption des Zarentums, auf die wankelmütige, schwache Person des Kaisers selbst werfen. Das Götzenbild, das der junge Rittmeister Makrin in seinem Herzen aufbaute, beginnt zu wanken. Die Augen des gereiften Mannes werden geöffnet. Dinge, die er im Dienste des Zaren sah, gewinnen nun ein ganz anderes Aussehen. Vieles, was er liest, ist in gehässiger, unsachlicher Weise übertrieben, doch hier und dort, immer wieder muß sich der Zarenoberst Makrin selbst gestehen: „Dies ist wahr. Ich habe es ja selbst erlebt. Es kam mir damals nur nicht zum Bewußtsein." Doch jetzt weiß er mit erschreckender Nüchternheit: „Ich habe mein Leben einem Schwachkopf geweiht, umsonst gelebt und gekämpft."

Diese Erkenntnis überwand der Mann nicht, von dem man einst glaubte, er habe kein Herz, kein Gefühl. In einem kleinen Pariser Hotel endete der Zarenoberst Makrin sein verpfuschtes Leben durch eine Pistolenkugel.

Unüberlegt.

Ein Gast hat im „Ochsen" vergessen, seinen Schoppen zu bezahlen. Am Abend gedenkt er die Sache nachzuholen. Bei seinem Eintritt in die Wirtschaft entspinnt sich folgendes Gespräch: Gast: „I ha vergässe, am Mittag mi Dreier z'zahle." — Wirtin: „O, das het nüt z'säge." — Gast: „Jä, aber wenn i jetz underdesse g'schtorbe wär, was de?" — Wirtin: „Ja, de wär o nid viel hin gsi."

Zu spät.

Nach sechs Tagen Seekrankheit kam Frau Müller in New York an und sank ihrem Gatten, der sie erwartete, in die Arme. In diesem Augenblick stieg neben dem Paar ein Taucher aus dem Wasser. „O Gott, wenn du mir das nur geschrieben hättest!" hauchte Frau Müller. — „Was denn?" „Daß man zu Fuß gehen kann!"